

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Johannes Haas, stud. theol., Leipzig [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Johannes Haas, stud. theol., Leipzig,
geb. 12. März 1892 in Erfelde (Kreis Schleswig),
gef. 1. Juni 1916 vor Verdun.

Ferme de Mareuil, 24. März 1915.

Ein Sonntagmorgen. Hinter unserem Gute steigt das Tal sanft in einer satten Wiese zur Höhe empor. Die Hochplateaus senken sich zu beiden Seiten. So bildet sich eine flach ansteigende Dreiecksmulde. Hier treten wir zum Gottesdienst an. Unter einem einsamen Baume der mit Blumen und Büschen geschmückte Stand für den Geistlichen. Der Morgen! — mir dehnt sich die Brust, wenn ich daran denke. Kein Windhauch, der Himmel so blau, die Sonne so warm lachend: „Du klarblauer Himmel!“ Und Lerchen wie bei uns in der Heimat, ihr bestes Sonntagsmorgenlied dem Schöpfer darbringend. Ein noch junger Geistlicher, kein Pfäfflein, Offizier in Haltung und Schritt. Es gelingt ihm, die Aufmerksamkeit von dem schönen Morgen auf sich zu ziehen. Er hält eine ganz schlichte, ausgezeichnete Predigt über die Gottesordnung des Opfernens. Wir singen dazu einige Verse vom „O Haupt voll Blut und Wunden“. Langsam und nachdenklich gehen wir auseinander. Es ist nicht flammende Begeisterung, es ist, wie wenn bei uns zu Hause die Bauern am Sonntag bedächtig nach Hause gehen, „ja, ja“ mit dem Kopfe nickend, die Woche über hinterm Pflug den Gedanken ihres Pastors nachzusinnen. Eine stille, tiefe Saat.

Nachmittags muß ich mit Kameraden Skat spielen, bin aber nicht recht bei der Sache. Bilder der Vergangenheit ziehen an meiner Seele vorüber. Einer der Spieler ist Bergmann im Mansfeldischen, spricht von Kostoß. Kostoß — ein Winter des Suchens und Zweifelns. Der kleine Buchhändler mit der Brille und den vielen Büchern, wo der nun wohl steckt? — Links da die Ecke, wie in Heiligendamm am Strand. Heiligendamm — ein Morgen, eisiger Wind, Regen, Schnee — dahin lief ich in bloßen Haaren, weil ich nicht mehr aus noch ein wußte, sieben Stunden die Küste entlang. Abends gegen 1 Uhr kam ich nach Haus, den ganzen Tag nichts gegessen, müde, müde und genau so weit wie vordem. — Wieder Skat. Ein vorbeikommender Kamerad zeigt französische Postkarten, die er in Belgien „erobert“ hat; mich eßelt die Gemeinheit an. Also auch so was hier. — Am Himmel ein Eindecker. Einer der Skatspieler, ein Schmied, erzählt wieder einmal von seinem Eindecker. Die deutsche Regierung habe ihn abgelehnt, die französische gekauft, aber erst halb bezahlt. Das macht

pekuniäre und patriotische Bedenken. — Endlich ist der Skat aus: es geht heim. Der späte Kaffee ist mit Liebesgaben-Rum verdünnt.

Gegen Abend. Nun muß ich allein sein. Hinaus! Da ist der kleine W.; er sieht aus wie ein Zigeuner: „Ja, ja, Kamerad, mein Ältester! Mitte August geboren. Wir hatten in den Tagen nichts zu beißen und immer Engländer, Franzosen und schwarze Teufel auf dem Leibe. Ja, ja, wenn's nur erst zu Ende wäre; sonst kann er ja laufen, ehe ich komme.“ Kriegsmüde wie die meisten, die von Anfang an hier sind. Das ist keine Begeisterung, wie Ihr zu Hause sie Euch vorstellt, keine Begeisterung, nur Wut, die keine Gefangenen macht und doch Mitleid mit dem Gegner hat, der auch Weib und Kinder daheim hat.

... Allein bin ich auf dem Felde. Immer wandern die Gedanken heimwärts in die Vergangenheit und in die Zukunft. Und die Gegenwart? Oh, augenblicklich dies köstliche Alleinsein! Wie Du, mein lieber kleiner Bruder, der Du in Rußland an Deinem Maschinengewehr frierst. Ja, wie in allem, so verstehen wir uns auch in dem Alleinsein. So allein wie jetzt war ich nur in Berlin, als ich mutterseelenallein in die gedrängten Gänge der Universität mich zwängte, zu Erich Schmidts Kolleg. So allein ist man, wenn man stundenlang in Reich' und Glied marschiert, ganz seinen Gedanken überlassen. Und bisweilen auf der Kneipe, wenn einem der studentische Trubel fremd und fern vorkommt. — Wenn ich noch einmal anfangen könnte zu studieren! Aber so will ich ja gar nicht denken. Nach dem Kriege wird eben alles anders; da muß ich ja doch noch mal anfangen. Wie ist es nun eigentlich: Wirst Du Pastor oder nicht? Die alte Frage, die alte Unklarheit, der alte Kampf. Man hat jetzt Zeit, sich zu prüfen, seine Stellung zu Gott. Manchem soll die ja klargeworden sein. Mir ist alles noch immer unklarer geworden. Nur größere Fragezeichen. Warum das alles? Wie ist das möglich? Ein Fragen im Kreise ohne Antwort. Bei den meisten Kameraden kein Verständnis. Sonst vermag die Kameradschaft doch alles. Oh, die Kameradschaft — davon habt Ihr zu Haus ja keine Ahnung, wie schön, wie groß, wie herrlich das ist, was hinter dem Worte „Kameradschaft“ verborgen liegt. Und auch hier wie in der Garnison die rührende Dankbarkeit der Unbeholfenen und oft Gehänfelten, solch ein Blick voll Dankbarkeit. Jetzt wird es draußen kalt, ich gehe in mein Zelt. Ich denke nach über das große ethische Problem des Krieges. Zu Haus werden die Kanzelredner viel leichter damit fertig, und uns hier bleibt der Krieg eine lastende Gewissensfrage. Im Gefecht drängen Selbsterhaltungstrieb und Kampfesfeier alles andere zurück, aber liegt man in Ruhe oder steht im Schützengraben, dann ist es anders. Mit staunendem Grauen sieht man die immer raffinierteren Erfindungen, den Feind

zu vernichten. Bei uns hier bleibt der Konflikt zwischen dem jedem innerwohnenden „Du sollst nicht töten“ und dem heiligen „Es muß sein fürs Vaterland“ bestehen; er schläft ja bisweilen, aber lebt fort. Schon manchen Abend hat er mich beschäftigt in der Stunde der Einkehr. Doppelt fühlbar wird dieser Zwiespalt im Angesicht eines solchen Tales des Friedens, wie es vor mir liegt. — Im Erlenbruche rufen die Totenvögel. Noch einmal schießt die Artillerie stärker. Dann ist es still. Nacht. Langsam lege ich mich schlafen.

April 1915.

Das ist auch das Befremdende in diesem Maulwurfskrieg, daß man nicht offen und frei sich bekämpft. Bald steigen die ersten Lerchen auf, die unbekümmert um Granaten und pfeifende Kugeln ihr Morgenlied singen, da schießt man in den erwachenden Morgen hinein, ohne Ziel. Unverstand dieses Morden. Was das Ganze hier ist: Pflichttreue. Das haben wir Deutschen, glaube ich, allen andern voraus: das strenge Pflichtbewußtsein. Das bewährt sich in diesem grauenhaften Kriege. Dies Pflichtbewußtsein miterzogen und gestärkt zu haben, gibt dem — rein menschlich betrachtet verabscheuungswürdigen — Militarismus seine Existenzberechtigung. Natürlich gibt es hier wie überall Drückeberger; alle Menschen sind eben nicht von gleichem Wert. Die Pflichttreue fragt nicht: Ist es gefährlich? Schießt die Artillerie? Nein, man schießt, man wacht, man beobachtet, man buddelt bis 12 oder 1 Uhr, um am nächsten Morgen 5 Uhr wieder anzufangen, weil es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist. Und das wird getan als etwas Selbstverständliches, nicht gern, nicht ungerne, natürlich, wie aus innerem, notwendigem Zwang. Der eine zeigt etwas mehr Kühnheit dabei, der andere mehr Geschicklichkeit usw. Ein froher Ton beherrscht alles. Ein fröhliches Sichhelfen, einer für alle und alle für einen.

27. April 1915.

Du bist nicht zufrieden, daß Du dem Vaterlande nicht wie wir andern unmittelbar mit dem Leben dienen kannst. Darin hast Du recht. Es ist etwas Großes, in diesem Weltenbrand ein Mitwirkender zu sein, mitverantwortlich. Denn verantwortlich ist jeder Posten. Schläft einer oder paßt er nur einige Sekunden nicht gut auf, so kostet das mindestens unsere ganze Feldwache hier, die im Falle eines Angriffs sowieso ein verlorener Posten ist, der nichts weiter tun kann als sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Ernstes und nachdenklicher wird man

hier in der steten Gefahr und Verantwortung. Ich glaube nicht, daß ich es nach dem Kriege noch fertigbringen werde, eine ganze oder auch eine halbe Woche nur zu verbummeln. Ist mir doch so klar geworden, wieviel Arbeit ich versäumt habe, Arbeit an mir selbst und Arbeit im Dienste des lieben deutschen Volkes. So laß Dir dies als ernste Mahnung in dieser Zeit gesagt sein: Benutze diese Frist, die Dir gegeben ist, zu fruchtbringender Arbeit an Dir selbst. Wir sind jung und haben so viel, viel an uns zu arbeiten. Ein fröhliches Arbeiten und Ringen — dann hat man erst das Recht zu frohem Zeitvertreib und Lebensgenuß.

11. Juli 1915.

„Nichts ist überzeugender als die Wucht der Tatsachen. Der Fatalismus ist schließlich doch die Weltanschauung, in die man immer wieder hineingedrängt wird.“ — Diese beiden Sätze Deines Briefes, wie treffen sie so tief mein Erleben. Alter Freund, wie habe ich gerungen mit dem dumpfen Fatalismus, mit der Resignation, mit dem Erbittertwerden. Du kennst meine Neigung zum Revolutionären. Ist für uns der Krieg nicht viel mehr ein furchtbarer innerer Kampf, ein Ringen um uns selbst. Freund: dennoch! Das ist das Wort, das für uns paßt, dies wunderbar erhabene, alttestamentliche Hiobswort: „Dennoch bleibe ich stets an dir“.

„Treu leben, tod-trohend kämpfen, lachend sterben“ — kennst Du diesen germanischen Wahlspruch? Dennoch! Das ist's, daran halte ich mich. Ich kann Dir nicht alles so schreiben. Es ist eben dieser Krieg das größte Erleben, das es geben kann. Unsere Stimmungen könnt Ihr kaum ahnen. Aber es handelt sich um mehr als Stimmungen, es handelt sich um Lebensfragen für uns. Fremd sind uns die meisten Lieder und Dichtungen von Euch zu Haus. Wir erleben es anders. — Aber einst, Freund, wenn der Krieg aus ist, dann laufen wir durch unser liebes Holsteiner Land. Dann plaudern wir leicht von dem Erlebten und lassen uns von da aus hinführen in Höhen und Tiefen, zur Wahrheit und Klarheit und genießen in vollen Zügen die Sonne, die Freiheit, die Heimat. Dann, ja dann — —

Jouy, 7. Oktober 1915.

Mein lieber Vater! Wie groß ist der kleine Konrad geworden, wie männlich und stark. Mit welcher Seelengröße hat er sich durch die Schwere der Zeit ge-

runge, mit der ich so machtlos rang. Mein lieber Bruder, im Tode hast Du mich auf den richtigen Weg geführt.

Sieh, lieber Vater, jetzt bin ich ähnlich wie Du: Was man „Patriotismus“ nennt, den Klimbim habe ich nicht. Wohl aber Erbarmen, Mitfühlen mit der Not des lieben deutschen Volkes, Einsehen und Helfenwollen für seine Schwächen und Fehler. Und so will ich denn nicht aus meinem Volke fliehen, auch nicht mit den Gedanken und dem Herzen. — Nein, mich mitten hineinstellen in die große Not, in den Jammer. Ein rechter Kämpfer sein für mein Volk. Frei sein von dem proletarischen Klassenhaß. Mit liebeblutendem Herzen zu Felde ziehen gegen alles, was nicht so ist, wie es sein soll in unserem Volk oben und unten! Und zeugen in meinem Volk von dem Einen, der nur helfen kann in allen Dingen, der soviel vergessen und verspottet wird in Wort und Tat in unserem Volke. Sieh mal, mein Vater, bin ich nun nicht auf dem richtigen Weg, auf e i n e m richtigen Weg, meinen gewählten Beruf von neuem und nun erst richtig zu finden? Vater, Kampf wird mein ganzes Leben sein trotz aller Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Ein Kampf mit mir selbst und ein Kampf in meinem Wirkungskreise gegen alle Ungerechtigkeit, Schlechtigkeit und Gemeinheit in mir und in unserem Volke, gegen — nennen wir es mit dem alten, unmodernen, aber treffenden Wort — die Sünde. Und da hab' ich an mir so viel noch zu arbeiten. Gott helfe mir dabei!

Das alles ist nur für den Fall, daß unser Herrgott mir eine Heimkehr schenkt. Nimmt er mich jetzt aus dem Leben, so weiß ich mich ebenso sicher in seiner Gnade, als wenn ich sollte heimgekehrt sein und ein langes, arbeitsreiches Leben wirklich nur ihm zur Ehre gelebt haben. Denn einen Dank für das Heimkommen kann ich Gott doch nicht geben. Alles wäre nur meine Christenpflicht, über die hinaus ich nichts tun kann, die ich im Gegenteil als schwacher Mensch nicht einmal ganz erfüllen kann. Nach einem noch so erfolgreichen und gesegneten Leben wäre ich ebenso sehr auf Gottes Gnade angewiesen wie jetzt als eben noch verzweifelter, kleinmütiger, erfolg- und fruchtbarer Anfänger. Und jetzt wie dann hoffe ich zuversichtlich auf Gottes Gnade um Jesu Blut und Gerechtigkeit willen: er starb auch für mich! Jesus, meine Zuversicht!

Es ist schon spät heut' abend. Die Kameraden sind schon schlafen gegangen. Wir haben gepackt und alles marschbereit. Morgen ist kein Dienst, weil es jeden Augenblick losgehen kann. Wohin, das wissen wir nicht. Man rät und redet: in die Champagne, nach Rußland, nach Arras, nach Serbien. Keiner weiß es. Und es ist auch gleich. Ich bin überall in Gottes Vaterhand und hoffe, daß ich überall mit seiner Hilfe ihm täglich näherkomme. Alles, was mich sonst so erregte, erscheint mir klein und nebensächlich. Wenn wir erst mal zum guten

Ende uns durchgerungen haben, dann werde ich auch nicht mich und andere in neue Erbitterung hineinheßen, sondern ehrlich kämpfen in dem Glauben an mein Volk und an seine Zukunft, den ich immer noch habe.

Champagne, 10. Oktober 1915.

. . . Rechts über Vouziers hinaus — da wußten wir, daß es in den Hegenkessel der Champagne ging. Nun denke ich an unseres kleinen Konrads letzten Brief. Ähnliche Lage. Ich denke, wir stehen vor dem Sturm. — — —

Es ist enge in dem kleinen Zelt. Kalt ist es auch. Die Gegend ist anders, auch wohl schön, aber stellenweise mager, kalkig. Die Häuser sehen klösterig aus, es gibt auch nicht mehr Backsteine hier und Dachziegel, meist Lehmwände. — Leise klingen aus der Kirche Töne eines Chorals herüber. Ob wir wohl nochmal Gottesdienst haben werden? Mutter, ich möchte mit zur Kirche, wenn Vater Orgel spielt! Schön wäre das! Ich danke Euch, liebe Eltern, für alle Liebe und Treue. Vergebt mir, wenn ich Euch oft betrübt. Aber ich weiß, daß Eure Liebe mir nichts nachträgt. Davor bin ich ruhig und auch vor meinem Gott. Herzlich empfehle ich uns alle in Gottes Gnadenhand.

Champagne, 27. November 1915.

. . . Was haben wir eigentlich alle verbrochen, daß wir hier schlimmer als Tiere herumgehёт werden, frieren, verlausen, mit zerlumptem Zeug laufen wie Zigeuner und zum Schluß umgebracht werden wie Ungeziefer? Warum machen sie nicht endlich Frieden?

20. Dezember 1915.

Aber doch, alter Freund, es ist Weihnachten. Noch nicht ganz. Ich weiß sogar nicht einmal, ob ich das Fest erlebe, glaube es auch kaum; denn vor oder in den Weihnachtstagen wird unsre Kompagnie zwei feindliche Sappen stürmen und sich dann kanonieren lassen — — Weihnachten — „Mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht“ — ein Bekennen, ein fröhliches Hoffen und Glauben an Licht, Wärme, Güte und Gnade. Ein Gleiches müssen auch wir tun. „Dennoch bleibe ich stets an dir!“ Todtrogend kämpfen, auch lebentrogend kämpfen. Das ist das Weihnachten des deutschen Kriegers: „Wie an das Licht im Dunkel, so glaube ich trotz allem an dich, mein deutsches Volk. Und

wenn der Völkerfrühling kommt, der Friede, dann will ich in dir und an dir arbeiten, was ich an Kräften hergeben kann, von ganzem Herzen, Willen und Verstand."

Sieh, alter Freund, man fühlt, daß man notwendig etwas zu sagen hat, wirken muß, gleichsam eine Berufung hat. Deswegen möchte man leben, leben, um später einmal zu wirken. Das ist anders als Furcht vor dem Tode oder Liebe zu dem schönen, ach so schönen Leben. Aber es bleibt die bange Frage: Was kommt? Die Frage, der man immer wieder ins Auge sehen muß. Das ist Tapferkeit, ein immer wiederholtes Sichhingeben und Sichverleugnen. Verzichte, entsage, überwinde, mache dich frei! Das erfordert tagtäglich und stündlich sittliche Energie. Dann ist man mehr als ein gegen Gewehr- und Granatfeuer abgebrühter Mensch, dann ist man stündlich ein Kriegsfreiwilliger im edelsten Sinne des Wortes. So weiß ich, daß ich mein Leben und seinen Inhalt, seinen Beruf, jederzeit an den zurückgeben kann, der es mir anvertraute. Dann kommt die Frage: Wie wuchertest du mit deinen Pfunden? Die Ewigkeitsfrage. Ich weiß wohl, daß ich wie viele, viele junge Menschen mehr hätte schaffen können; daher wohl auch die Sehnsucht nach Wirken und Schaffen. Aber es ist Weihnacht: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Ich will gar kein Theologe mehr sein. Kindlich, demütig, fromm, das will ich sein. Lieber Freund, ich glaub', man wird doch einmal nach seinem Wollen gerichtet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Mit andachtsvollem Herzen will ich immer wieder in den lieben, alten Weihnachtsgeschichten ahnen und schauen den himmlischen Vater der Gnade und Barmherzigkeit. So kann ich still und getrost meine Pflicht tun — ja, mein lieber Freund, wie manchem geht es wohl wie meinem kleinen Bruder! Der Krieg hatte ihn mächtig gepackt und gereift. Nun ist er glücklich, er hat Frieden, nie mehr wird sein Herz in schmerzlicher Sehnsucht schlagen. Der liebe, liebe Kerl! Wenn ich heimkehren sollte — ja, wenn ich heimkehren sollte — —

Champagne, 29. Januar 1916.

An Reinhold von meiner Gruppe schreibt seine Frau, daß bis auf die notwendigen Betten alle Möbel im Pfandhaus seien. Natürlich die Leutnants wundern sich, daß die Leute nicht mehr wollen. Die „Sekt- und Weinkläuze“ feiern; wir kommen im Dreck um und erhalten 1½ Löffel Absallmarmelade und 14 Stück Zucker zu Weihnachten. Der Mann, dem der gemeine Soldat einzig noch Sympathie und Vertrauen entgegenbringt, ist der Schreibhals Liebknecht. „Scheidemann und Legien sollen zu den Agrariern gehen; als Sozial-

demokraten sehen sie den Reichstag nicht wieder." Das ist die Stimmung der Feldgrauen, nicht das Gefasel der Berichterstatter. Trotzdem glaube ich nicht an das geflügelte Wort: „Frieden gibt's erst, wenn wir die Flinten umdrehen.“ Aber furchtbar wird es einst tagen. Wohl dem, der im Glauben an sein Vaterland dann der Ewigkeit entgegenschlummert; denn das wird schlimmer als der Krieg.

Champagne, 3. März 1916.

Liebe Mutter, mach Dir doch keine unnötigen Sorgen. Unser Fleck ist sogar ganz ruhig. Und sollte es auch mal ins Allerdickste gehen — ich denke genau wie mein kleiner, lieber Bruder. Sein stolzes Wort: „Dann sollt Ihr stolz sein, mich dem Vaterland hingeben zu dürfen“, das ist mir aus der Seele gesprochen. Wir beide verstanden uns so gut. Und Gott wird schon wissen, ob er mich mit ihm vereinen will in französischer Erde, oder ob er mich zu anderen Dingen vorbehalten hat. Gott ist ja doch der Gott der Geschichte. Und wir sind alle kleine Mitwirkler in der großen Weltgeschichte. So groß ist das! — Liebe Eltern, gewiß hätte ich mehr leisten können in meinem Leben. Aber das Leben war wert, gelebt zu werden! Und jetzt sein ganzes Selbst zurückstellen für sein Volk, sein Vaterland, das ist wert, groß, zu groß, um nichts das Schwerste leicht zu machen.

18. April 1916.

Ich habe schöne Tage verlebt, die mir auch innerlich reiche, ja überreiche Frucht gebracht haben: mein altes „Dennoch“, aber froh und stolz. Ich könnte jetzt jubelnd in den Tod gehen. Lange dauert es hier kaum mehr; aber ich habe fast eine Sehnsucht, daß es in den schlimmen Ernst geht, in die Nähe Gottes!

28. April 1916.

Es ist so schön das Leben. Heute Prüfung nach dem Kursus. Ich habe die Qualifikation zum Zugführer nicht in einem neuen Kursus nachzuweisen. Heute nachmittag frei. Das ist fein. Mittagessen im Kasino der Aspiranten. Nach dem Essen bleibt der musikalische Teil ums Klavier versammelt. Welche Abschiedsfeier: Beethovens Sonaten, Chopins wunderbare Ballade, Nocturno, Walzer und Schumann. Wie war das schön! Wie schön, Freund, ist das Leben! Nachher gehe ich in den Sonnenschein und träume.

Übermorgen geht's wieder an die Front. Laß gut sein: Das Leben ist es wert, daß man's erkämpft und aufs Spiel setzt.

Schicke mir mal ein Buch, wenn Du es möglich machen kannst. Du weißt ja, was mich begeistert. Alter, lieber Freund, wann gehen wir wieder zusammen durch unsre Wälder? Heimat, o Heimat — es ist wert, um sie zu kämpfen. Dank Dir für Treue und Freundschaft! Ich will und werde. Ganz müssen wir werden. Was kann uns das Schicksal, Hellmut? Ich grüße Dich, mein guter, lieber Himmelstürmer. Laß Dich nicht unterkriegen. Dennoch!!! Wir schaffen's doch!

Vor Verdun, 13. Mai 1916.

Meine lieben guten alten Eltern!

Hier ist Krieg, Krieg in seiner allerschrecklichsten Form — und Gottesnähe in höchster Spannung. Es wird nun Ernst. Aber ich bin so innerlich frei und froh. „Laßt mich gehen — daß ich Jesum möge sehen.“ Es muß doch schön sein, Gott zu schauen, seine Herrlichkeit und alles, wonach ich mich mit menschlichem Unverstand sehnte und plagte, seinen Frieden. O, ich denke viel ans Jenseits, mit Freude. Vor dem Gericht bangt mir nicht. Ich bin zwar ein armes, elendsündiges Menschenkind, aber wie groß ist Gottes Gnade und des Heilands Liebe! Darum tu ich getrost und ohne Zittern meine Pflicht fürs Vaterland, für mein liebes deutsches Volk. — Dank Euch, liebe Eltern, daß Ihr mich zum Heiland geführt. Das war Euer Größtes! Ich liebe Euch innig.

Behüt Gott!

Hans.

1. Juni 1916.

Liebe Eltern!

Ich liege auf dem Schlachtfeld mit Bauchschuß. Ich glaube, ich muß sterben. Bin froh, noch einige Zeit zu haben, mich auf die himmlische Heimkehr vorzubereiten.

Dank Euch, Ihr lieben Eltern! Gott befohlen.

Hans.